



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

Zusammenfassung. Der Wille, Sprache und Sitte.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

sie mausetot vorgefunden wurde, obgleich auch eine Maus nicht toter als tot sein kann.

Schluss.

Der Wille zum Leben ist körperlich an den Magen als an sein wichtigstes Organ gebunden. Die Bearbeitung der Pflanzen- und Tierwelt, die Wahl des Wohnsitzes, der Gang der für den Lebensunterhalt nötigen Erfindungen, die Benutzung des Feuers stehen in seinem Dienst. Auch die Fortpflanzung gehört insofern zu ihm, als sie sich im allgemeinen als naturgemässe Folge reichlicher Nahrungs-Aufnahme darstellt (Rolph, Biologische Probleme, zweite Auflage, 1884, p. 55 f. 121 f.)¹⁾. Geistig sind wir so organisiert, dass wir Neigung haben, uns selbst geltend zu machen und dass wir Metaphysik (Religion, Ethik) brauchen. Die erstere Neigung schliesst in sich ein Bedürfnis sich mitzuteilen, ein Bedürfnis Sympathie zu erfahren, ein Bedürfnis andere Meinungen, wenn sie uns nicht ganz gleichgiltig sind, zu bekämpfen.

Die Überlieferung umfasst ausser der Sprache, zum Teil in ihr beruhend, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Sitten und Gebräuche, mechanische Fertigkeiten der Arbeit. In dieser Überlieferung, da sie Gegenstand der Be- und Verarbeitung, der Änderung oder Aneignung ist, müssen uns also gewissermassen dieselben Nervenstränge begegnen, welche das allgemeine formale Schema des menschlichen Verhaltens darstellen.

Sitten und Gebräuche stehen, wie schon bemerkt (oben p. 2), der sprachlichen Überlieferung analog zur Seite. Sie sind uns so unentbehrlich, wie die Sprache. Ihr Ursprung ist uns vielfach dunkel, ihr früherer Sinn verloren gegangen, ihre stellenweise Sinnlosigkeit wird gewohnheitsmässig, im Zusam-

1) Anders Steinthal, Ztschr. f. Vps. XIII p. 190.

menhang des Lebens, entweder nicht empfunden oder stillschweigend geduldet. Ihre Zähigkeit ist erstaunlich, sodass es oft lange Zeit und viel Mühe kostet, sie zu ändern. Kunstformen werden Jahrhunderte lang benutzt, weil sie einmal da sind, aber mit sehr verschiedenem Inhalt ausgestattet. So in der Musik z. B. die Form der Sonate. Wie dürftig erscheint uns einer der ältesten Vertreter dieser Kompositionen neben Beethoven! Übrigens scheint jetzt die Neigung Sonaten zu komponieren sehr in Abnahme gekommen. Wappen und Siegel sind versteinerte Symbole geworden, deren Enträtselung eine besondere Gelehrsamkeit erfordert und trotzdem zuweilen nicht gelingen will. Aber sie sind eine zu teure Überlieferung! Das Recht fliesst bei uns aus gar reichlichen Quellen. Welcher Wust von Bestimmungen überfällt das Gehirn des Rechtsbessenen! Aber wir kommen von der heiligen Überlieferung des römischen Rechts nicht los ¹⁾. Im kleinen gibt es öffentliche Einrichtungen, welche nicht ungesetzlich sind, aber trotzdem aufs schneidendste dem Rechtsgefühl Hohn sprechen. Sie sind nun einmal da, also bleiben sie. Man sollte glauben, dass Hegel recht hat, wenn er sagt (Werke IX, 9), Erfahrung und Geschichte lehren, dass Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt oder nach ihren Lehren gehandelt haben. Wenn er nun behauptet (ib. p. 15): Wer die Welt vernünftig ansieht, den sieht sie auch vernünftig an, beides sei Wechselbestimmung, so schiene mir dabei nötig, dass wir um jeden Preis Alles, was wir sehen, vernünftig nennen müssen, sonst sind wir an der Unvernunft der Welt schuld. Und wenn seine Meinung von dieser Wechselbestimmung richtig ist, so muss auch jene Ungelehrigkeit der Völker vernünftig sein. Da nun endlich so viele Menschen mit der Welt unzufrieden sind, sie gern anders haben möchten, so müssen wir diese Unzufriedenheit als vernünftig bezeichnen.

1) Das freilich s. Z. eine grosse Kulturleistung gewesen ist und vollbracht hat.

Folglich haben die Menschen recht, unzufrieden zu sein, folglich sehen sie die Welt richtig an, wenn sie sie vielfach unvernünftig finden.

Hegels Anweisung hat ja ihre sittliche Bedeutung und ihren erkenntnis-theoretischen (Kantischen) Wert, aber sie kann nur mit einem granum salis genossen werden. Die Religion lehrt uns, hoff o du arme Seele, hoff und sei unverzagt; sie vertröstet uns darauf, die rechte Zeit zu erwarten: dies ist eine unfehlbare Anweisung, wenn sie genau befolgt wird. Denn schliesslich nehmen wir bei stets wiederholter Enttäuschung die Hoffnung mit ins Grab, nachdem wir das zarte Pflänzchen mühsam am Leben erhalten haben, und der Tod ist ein treffliches Heilmittel wie für Krankheiten, so für unerfüllte Hoffnungen.

Das Bedürfnis sich mitzuteilen und Sympathie zu erfahren muss in der Sprache naturgemäss am klarsten hervortreten. Ist es gestattet, eine Analogie aus einem niederen Gebiet anzuführen? Fortpflanzung wäre vermutlich nicht ein, wie die Erfahrung lehrt, so mächtiger Trieb, wenn sie ohne eigentlich stoffliche Mitteilung vor sich ginge, durch blosses Ansehen oder Berühren. Sondern stofflich will der Organismus sich betätigen. So macht reden vielen Menschen ein unsägliches Vergnügen, sodass vielleicht die unglücklichen Taubstummen um dieses materielle Element des Vergnügens der Mitteilung zu kurz kommen. Dies scheint mit der Empfindung von Fries und Waitz übereinzustimmen.

Fries (System der Logik, zweite Aufl. 1819 p. 408) bemerkt: „Ebenso nahe wie der Sinn des Gehörs dem Mittelpunkt meines Lebensgefühls in der Musik liegt, so verwandt ist mit dem Innersten meiner Lebenstätigkeit diese aus dem Atem gebildete Sprache, daher die tiefe Bedeutsamkeit ihres Ausdruckes.“ Th. Waitz (Anthropologie, zweite Aufl. I p. 333) glaubt, dass der Unterschied zwischen Mensch und Tier beruhe auf einer ursprünglich verschiedenen Art des Interesses, das Interesse

aber sei bedingt durch das Lustgefühl. Es würde also dieser Ansicht gemäss der Unterschied des Menschen vom Tiere, wie der einzelnen Tierarten untereinander in psychologischer Rücksicht zuletzt abhängen von den leisen Lustgefühlen, welche in verschiedener Weise die einzelnen Arten ihrer Empfindung von Natur begleiten. Beim Menschen wären Wahrnehmungen der höheren Sinne mit solchen angenehmen Gefühlen verbunden, und eben dies wäre es, was ihn veranlasste, den Gesichts- und Gehörsvorstellungen eine weit grössere unwillkürliche Aufmerksamkeit zu schenken und sie in einer Vielseitigkeit auszubilden, durch welche sie zur Grundlage seiner gesamten Weltauffassung würden, während die Lustgefühle der Tiere, fast ausschliesslich an die andern Sinnesempfindungen geknüpft, es nur zu einer einseitigen und lückenhaften Wahrnehmung der Dinge und darum überhaupt zu keiner höhern geistigen Ausbildung bei ihnen kommen liessen.

In gesteigerter Sprachfunktion wollen nun auch die Dichter den Überschwang ihrer Empfindung los werden und unter allen Umständen Sympathie erringen. Mag ein Gedicht zunächst nur für den Dichter entstanden sein, wie es Goethe oft an sich erfuhr, sobald er es vorliest oder drucken lässt, sucht er einen Resonanzboden, will er Sympathie finden. Dieser Wunsch beeinflusst, oft gewiss unwillkürlich, die Form der Darstellung insofern, als sie starke Mittel verwendet, um die gewünschte Wirkung zu erzielen. Von der Naturwissenschaft werden wir belehrt (R. Falb, die Umwälzungen im Weltall, 1881 p. 48 f.), dass der Centralkomplex unseres Weltsystems eine Kugel aus Sternen ist, um welche sich ein frei schwebender Doppelring zieht. Die Milchstrasse ist nicht nur scheinbar, sondern in Wahrheit ein Doppelring, aus achtzehn Millionen Sonnen zusammengesetzt. Unsere Sonne mit ihren Planeten befindet sich innerhalb der Centralkugel, nicht ganz in der Mitte. Wir stehen dem Teile der Milchstrasse zwischen den Sternbildern Skorpion und Centaur näher als den entgegengesetzten und

sehen diese Partie derselben daher auch viel glänzender . . . Ferner ergibt sich, dass im Centrum des ganzen Systems, also unsrem Sonnensystem verhältnismässig nahe, sich der schöne grosse Orion-Nebel befindet, woraus sich auch der besondere Glanz und die scheinbare Grösse dieses Gebildes erklärt. Diese zwanzig Millionen Sonnen waren vermutlich dereinst in einem einzigen Riesennebel vereinigt, der sich durch zunehmende Abkühlung mit immer grösserer Geschwindigkeit um seine Achse drehte.

Aus dem Schwingen und Wogen dieses Nebelmeeres hat sich der ungeheure, von uns bis jetzt nur sehr mangelhaft erkannte, Reichtum aller Erscheinungen des Himmels und der Erde geboren, und unser gesamntes Sein ist nur eine Fortsetzung der Schwingungen, bewegt sich in Schwingungen. Bewegung, das eine Attribut des Seins, glauben wir also ohne Zögern der Welt zeitlich und räumlich überall zugestehen zu können. Das andere Attribut, die Empfindung, beginnen „exakte“ Forscher der Welt gleichfalls allgemein beizulegen, wenn sie auch wohl wissen, dass dies nur eine logische Forderung ist (C. v. Nägeli, Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre, München, 1884 p. 594, 598, 649, 676). In der Tat scheint uns das ungeheure Wunder der Entwicklung nur dann einigermaßen begreifbar, wenn wir ihre Keime im Chaos ruhend denken, dessen geheimnisvoller Schoss für die körperliche Welt das Licht, für die geistige die Empfindung gebar, sodass unser Sprechen und Denken, die Bebungen unseres Körpers, unser Wünschen und Wähnen, unser Hoffen und Wollen, Lust und Schmerz nur eine Fortsetzung und Steigerung jener Gewalten sind, welche einst dumpf und trübe, aber zukunfts voll, die Welt ausschliesslich beherrscht haben.¹⁾

1) Vgl. Fechner, Vorsch. d. Ästhet. I 79.

Wenn die vorliegende Untersuchung Sinn hat, so lässt sie sich erweitern. Zunächst rein geschichtlich. Dahin wäre zu rechnen die analoge Betrachtung dichterischer und volkstümlicher Überlieferung in andern Literaturen, wie in der französischen und englischen. Denn die Verarbeitung z. B. der Bibel, insbesondere des Alten Testaments, wird dort auch ihre wechselnden Schicksale gehabt haben. Sie lässt sich ergänzen durch Heranziehung weiterer Zeugnisse der Volkspoesie oder der volkstümlichen Poesie, besonders der epischen. Sprichwörter und volkstümliche Redensarten, Sprachformeln stehen allerwärts in reichen Halmen.

Theoretisch wäre sodann an die lehrreichen Untersuchungen über Sprachmischung anzuknüpfen. Th. Waitz, *Anthropol.* I² p. 421 meint, dass Mischung stammfremder Elemente durchaus in umfangreicher Weise notwendig sei, wenn es zu einer höhern Kultur kommen soll. Die Wahrheit dieses Gedankens wäre für die Sprache zu erproben. Denn auf den ersten Blick stellen sich z. B. die Griechen nicht als Bestätigung dieser Ansicht zur Verfügung. So weit wir urteilen können, sind die Gedanken, welche sie selbst von andern Völkern entlehnt haben, sehr unbedeutend und verschwinden in dem glänzenden Strom griechischer Entwicklung, ohne merklich seine Färbung zu beeinflussen. So könnte man auch meinen, dass etwa wir Deutsche es viel herrlicher weit gebracht gebracht hätten ohne „Fremdtümer.“ Kämen wir dagegen zu der andern Überzeugung, dass sich Denken am besten entwickelt durch feindliche und freundliche Berührung mit anderem Denken, so würden wir diese Gedankenmischung als notwendig für den Haushalt des geistigen Lebens (auch in der Geschichte) ansehen müssen. Dies leitet zu der Frage nach dem geschichtlichen Fortschritt, insbesondere nach seiner Form, hinüber. Oder sollte die Mischung stammfremder Elemente nur für den Austausch des Blutes von Wichtigkeit sein?

Was ich mir unter Form denke, sei kurz angedeutet. Sind Wille und Erkenntnis (oben p. 3) die Grundfähigkeiten des Menschen, so muss ihre Wirksamkeit in der Entwicklung durch ein stetes Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit bestimmt sein. Zu dem gehaltvollen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen sehen wir jedoch dieses Verhältnis nicht von Anfang an und nicht immer vertieft. Aber die Geschichte wird ja auch allmählich reicher. Wir kennen zwar keine menschliche Gemeinschaft, welche ganz ohne Metaphysik ist, allein, so weit die höchst dürftige Kenntnis der Vergangenheit unseres Geschlechts uns zu urteilen gestattet, sind doch die Menschen zuweilen so lediglich sinnlich, dass sie stumpfsinnig sind und man nur sehr schwachen Spuren einer Beschäftigung mit dem Übersinnlichen begegnet. Der Hunger und die Verteidigung des Lebens nehmen ihre gesamte Spannkraft fast ansschliesslich in Anspruch. Nicht einmal den Begriff des Eigentums finden wir überall mit derjenigen Deutlichkeit ausgebildet, welche für die Entwicklung des Rechts Bedingung ist.

Auf diesen niederen Stufen wird also die Erkenntnis fast ausschliesslich dem Willen insofern dienstbar gemacht, als sie die Lebensbedürfnisse, welche er fühlt, durch Erfindung von Mitteln zu befriedigen sucht. Da ist also kaum etwas vom Zwiespalt der beiden Triebe zu merken. Wird die Metaphysik reicher, sodass die überirdischen Mächte grössere Rücksicht verlangen, so ist zunächst noch kein Grund für eine Verschiebung des alten Verhältnisses. Sondern was der Wille verlangt, sucht die Erkenntnis gehorsam zu beschaffen. Der Glaube befindet sich zwar mitunter mit einigen natürlichen Empfindungen in Widerstreit, wird aber ohne Skepsis respektiert. Erst dann ergreift die Tragik der Geschichte den Menschen, wenn die Erkenntnis ihre Aufgaben nicht mit dem als selbstverständlich gedachten Zielpunkt bearbeitet, dass alles Wissen nur den Glauben bestätigen kann. Die Forderungen

des Glaubens stellen zuweilen die natürliche Empfindung auf eine harte Probe, indem er ihr Sündhaftigkeit vorwirft, ihre Bekämpfung verlangt, den Glanz und die Mannichfaltigkeit dieser Welt als nichtig und wertlos verurteilt. Die Erkenntnis ihrerseits geht ihre eigenen Wege und sucht eine Metaphysik, welche sich nicht um die Metaphysik des Glaubens kümmern will. Daraus ergibt sich dann eine Disharmonie, welche das Gewissen des Einzelnen peinigt und die Völker auf die Dauer ohne Befriedigung lässt. Wird so der Inhalt der Geschichte reicher und lichtvoller, so fehlt es ihr dafür jetzt nicht an tiefem Schatten.

Ausser diesem Gegensatz belebt ein zweiter das Getriebe des menschlichen Lebens: Die Forderungen des Willens erstrecken sich nur auf diese Welt. Sie werden ja doch immer verwickelter und mehren sich. Die Menschen erkennen oder glauben zu erkennen, dass ihr Leben, so wie es ist, jämmerlich ist, dass sie Unrecht leiden. Da soll denn die Erkenntnis die Mittel ausfindig machen, um das Erdenlos zu verbessern. Trotz alles Mühens will ihr das nicht gelingen. Jene Unzufriedenen lassen sich nicht mit der einstmals zu erhoffenden Gerechtigkeit im Himmel trösten.

Betrachtet man nun den einzelnen Lebenslauf, so wird man an die unsägliche Wahrheit von Goethes Ausspruch erinnert (Epigr. Venedig 1790, 10)

Warum treibt sich das Volk so und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell er sich, wie er auch will.

Die Geschichte dagegen verblüfft uns durch ganz andern Inhalt des Treibens und Schreiens der Menschen. Da dies kein leerer Schein ist, so müssen die von Goethe geschilderten Bemühungen doch nicht den ganzen Inhalt menschlicher Bestrebungen ausmachen, sondern mehr die Form bezeichnen.

welche zwar die Bedingung, aber nicht letzter Zweck der Geschichte ist. Denn in ihr scheinen uns ganz andere Dinge als Kinderzeugen und Kinderernähren die Hauptsache. Dies ist an sich nicht selbstverständlich. Denn man sollte meinen, dass der Kampf ums Dasein heftig genug ist, um bei der grossen Mehrzahl der Menschen alle andern Gedanken zu verscheuchen. Gleichwol bringt er die Ideen hervor, welche den Inhalt der Geschichte bilden. Sie müssen also für den Haushalt des geistigen Lebens insofern einen Sinn haben, als sie ein Bedürfnis befriedigen. Der Mechanismus ihres Ursprungs, Wachstums und Kampfes gehört also zur formalen Betrachtung der Geschichte. Sie müssen als ein vom Menschen entzündetes Licht gelten, welches bis in die Tiefen seiner nicht immer erfreulichen Willensregungen leuchtet und dessen Ursprung bis in diese Tiefen zu verfolgen ist.

Dann muss sich zeigen, dass unsere altmodischen Lebensformen (oben S. 292) Bedingungen sind, ohne welche wir doch nicht leben können, ja dass auch die Scheidung nach Völkern und Nationalitäten für den Gang der Geschichte, wie sie nun einmal ist, nicht entbehrt werden kann. Diese Betrachtung scheint wiederum eine ethische, und als die eigentliche Vorhalle zur Ethik (sagt Wundt, Ethik 1886, III) ist die Völkerpsychologie zu betrachten, der neben andern Aufgaben insbesondere auch die zukommt, die Geschichte der Sitte und sittlichen Vorstellungen unter psychologischen Gesichtspunkten zu behandeln ¹⁾.

Die Ideen sind also Organe, welche sich allmählich herausbilden, um menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, um die

1) In dieser Abhandlung wird hier das erste und einzige Mal die Völkerpsychologie genannt. Also braucht wol kein Philologe einen reglementsmässigen Schauder zu empfinden, als ob die vorliegende Arbeit es mit Völkerpsychologie zu tun hätte. Auch habe ich einen exakten Forscher dafür citiert, nicht sie proprio Marte herangezogen. Über die Sache selbst vgl. Lazarus, Ztschr. f. Vps. III, 1—94; 385—486.

Wirksamkeit des menschlichen Geistes zu erhöhen. Aber die Erkenntnisse, welche er gewinnt, sind seinen Wünschen nicht immer angenehm, sodass sie scheinbar, obgleich Fortschritte seines Denkens, für ihn nicht erbauend, sondern zerstörend wirken. Der Gedanke von Gott findet sein herbes Widerspiel in dem Gedanken der Leugnung Gottes, der Gedanke einer moralischen Weltordnung sein Widerspiel in dem des erbarmungslosen Zufalls, welcher weder gut noch schlecht, sondern nur so ist, wie er ist. Scheint uns dieser Zwiespalt nicht eine ungeheure Kraftverschwendung in der Geschichte zu sein? Entspricht dies unserer Vorstellung von einem vernünftigen Haushalt des geistigen Lebens, unserem Ideal davon, dass die Wirkungen in der Welt nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses zustande kommen? Betrachtungen dieser Art scheinen weder für die kausale noch für die ethische Ansicht gleichgiltig zu sein. Wir stehen ratlos still vor den erbitterten Kämpfen auch nur innerhalb der christlichen Kirchengeschichte und schauern bei dem vor unserem Geiste aufsteigenden Bilde der Scheiterhaufen, auf denen Ketzer schwälten, der Folterkammern, in denen Ketzer ihre Glieder von blutdürstigen Menschengeschlechtern mussten zerreißen lassen, der Schafotte, auf denen das Haupt der Ketzer unter dem brutalen Gebrüll der Menge und den von gierigem Hass funkelnden Blicken der Wahrheitsbesitzer abgeschlagen wurde. Mit der Beobachtung, dass die physikalische Wahrheit, nach welcher dem Lichte nie der Schatten fehlt, auch auf die moralische Welt ihre Anwendung findet, sind wir schwer zu versöhnen. Entweder lassen wir unsere Gedanken in Resignation untergehen, oder wir suchen diese und andere geschichtlichen Vorgänge als Mechanismus der Geschichte zu begreifen. Wäre dies einmal der Fall, so würden wir zwar nicht zufrieden, aber ruhiger sein.

Wir glauben einzusehen, dass die Römer (Ranke, Weltgesch. III, 4) eine universalhistorische Aufgabe von weitestem Um-

fang zu erfüllen hatten. Diese bestand in der Vereinigung der ursprünglich von einander sehr verschiedenen Nationalitäten, wie sie sich um das Mittelmeer her entwickelt hatten, zu einer homogenen Gesamtheit. Ein langes stetiges Ineinandergreifen der feindlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der gräkorömische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zu voller Herrschaft gelangen sollte. Das aber bedingte wieder die Bildung einer konsistenten Kulturwelt, deren Bestehen für das menschliche Geschlecht von unendlicher Bedeutung gewesen ist. Sie musste stark genug sein, um den entgegengesetzten Weltkräften Widerstand zu leisten und zugleich im Innern noch weiteren Entwicklungen Raum zu geben ...

Ist nun Alles, was entsteht, wert, dass es zu Grunde geht und waren auch jene von den Römern verarbeiteten Völker und Staaten wert, zu Grunde zu gehen, so fragt man weiter, ob uns dieser Process des Entstehens und Verbrauchtwerdens in doppeltem Sinne vollständig scheint. Wir verlangen nämlich von der Geschichte, welche Entwicklung ist, Kontinuität. Sie würde darin bestehen, dass alle menschlichen Leistungen auf der Erde in einen gemeinsamen Strom der Entwicklung sich vereinigen. Wir verlangen zweitens, dass nichts Wertvolles verloren geht und unbenutzt wieder vergeht, ohne auf die grosse Heerstrasse einzubiegen, dass auch keine Kultur einer weltfremden Insel sich nur im Ocean bespiegelt und still in ihm wieder versinkt.

Die Überzeugung der Kontinuität ist oft genug ausgesprochen worden; allein in zu allgemeiner Form, um zu überzeugen. *Tous les âges* (sagt Turgot, *oeuvres*, Paris 1844, II p. 597) *sont enchaînés par une suite de causes et d'effets qui lient l'état du monde à tous ceux, qui l'ont précédé.* Nun wissen wir wol, dass an jeder einzelnen Stelle der Erde die Gegenwart von der Vergangenheit abhängt, nicht aber, ob die

Arbeits-Ergebnisse ganzer Geschlechter nicht zum Teil wieder verloren gegangen sind und ob sie mit möglichstem Nutzen für die gesammte Menschheit verwertet worden sind. Wer, wie Hegel, die Geschichte logisch zu begreifen versucht, hat freilich ein Schema bereit, ihre Vernunft zu erweisen (doch vgl. Werke IX, 25 f., Philos. d. Gesch. Zweite Aufl. 1840) und mir scheint gegen solchen Versuch gar nichts einzuwenden; allein die Kategorien, welche er benutzt, sind unzureichend. Hegel kannte Amerika zu wenig (S. 100 f. l. c.) und bleibt im übrigen in dem alten Schema stecken, welches von unsrer asiatisch-europäischen Geschichte hergenommen ist. Da gibt es denn einen Stufengang vom Orient zu den Griechen; von ihnen zu den Römern, von diesen zu den Germanen.

Aber auch innerhalb unserer asiatisch-europäischen Geschichte ist der Zusammenhang keineswegs herzustellen. Denn wir haben 1) verschiedene Typen, welche ohne nachweisbare oder genügende Berührung neben einander gewesen sind, wie die Chinesen und Babylonier; 2) müssen wir bezweifeln, dass die Errungenschaften der einzelnen Völker allemal von dem stärkeren, siegreichen Volke vollständig aufgenommen und benutzt worden sind. Oder wäre dies bei den Babyloniern gegenüber den Assyriern, bei den Persern gegenüber den Babyloniern u. s. w. der Fall gewesen?

Die Arbeit der Kultur wurde ferner mit unsäglichen Mühen an verschiedenen Stellen der Erde gesondert unternommen. Wenn auch die Rothäute von den Mongolen abstammen, also aus Asien eingewandert und somit der alten Welt verwandt sind¹⁾, so bestand doch nach jener Abzweigung kein geschichtlicher Zusammenhang zwischen amerikanischer und asiatisch-europäischer Geschichte und die Wunder von Mexiko und Peru haben erst durch ihre Trümmer das euro-

1) Peschel, Völkerkunde, dritte Aufl., S. 415, 428 f; Klein, Gesch. d. Dramas III S. 569 hat weitere Literatur darüber.

päische Auge in Erstaunen, den europäischen Geist in Bewegung gesetzt.

Geistiger Besitz geht ferner auf Jahrhunderte verloren und muss erst wieder entdeckt werden, um genossen zu werden und zu wirken. Da wir doch aber durch unsern Planeten zu einer Einheit zusammengefasst werden, so können wir uns der Vorstellung nicht ent schlagen, dass unsere Entwicklung eine einheitliche sein sollte. Das Schiff des Kaufmanns und der Zug der Karawane breiten die Erzeugnisse der Natur und menschlicher Kunstfertigkeit aus; allein so lange unser Planet nicht hinreichend erforscht war, fehlte die Hauptbedingung des Austausches der Gedanken und damit die Annäherung an eine Gemeinsamkeit der Arbeit und der Entwicklung. Da wir nun die Erde genau genug kennen und ihre ungeheuren Weiten durch die Dampfmaschine und den Telegraphen überwinden, so lässt sich wol denken, dass sich die Form des geschichtlichen Lebens insofern ändert, dass wir uns der Universalgeschichte annähern, während wir bisher nur asiatisch-europäische oder Altwelts-Geschichte gehabt haben.

Das Problem von den Wirkungen in der Geschichte scheint sein Gegenstück zu finden in einer Tatsache des Einzel-Seelenlebens, welche Lotze (Metaphysik, 1879, S. 602) folgendermassen schildert: „Wenn wir einmal von den Seelen als Wesen sprechen, so reden wir nun auch von ihren Zuständen und wagen selbst von solchen zu reden, in denen sich von der wesentlichen Natur dessen, dem wir sie zuschreiben, nichts mehr verrät. So lag uns, und aller Psychologie bis jetzt, kein Arg in der Annahme unbewusster Vorstellungen oder solcher unbewussten Zustände, die aus Vorstellungen zurückgeblieben sind und zu Vorstellungen wieder werden können. Mussten sie wirklich so zurückgeblieben sein? und können wir diesem Ausdruck irgendein Verständnis abgewinnen, wenn wir nicht, wie es natürlich und unvermeidlich immer geschah, unsere Zuflucht zu den grössten Bildern von Eindrücken nehmen, die

eine Raumgestalt verändert haben oder von Bewegungen, die nur in einem Raum denkbar sind? Nichts nötigt uns zu solchen Versuchen, als die Beobachtung der Wiederkehr der früheren Vorstellungen in das Bewusstsein; aber kann das einst Gewesene auf keine andere Weise der bestimmende Grund des künftigen sein als dadurch, dass es nicht vergangen ist, sondern fort dauert? Und wenn die Seele in völlig traumlosem Schlafe nichts vorstellt, fühlt und will, ist sie dann und was ist sie? Wie oft hat man geantwortet, dass sie dann nicht sein würde, wenn dies jemals geschehen könnte; warum hat man nicht vielmehr gewagt zu sagen, dass sie dann nicht ist, so oft dies geschieht? Gewiss, wenn sie allein in der Welt wäre, dann könnten wir einen Wechsel des Seins und Nichtseins nicht verstehen; aber warum sollte nicht ihr Leben eine Melodie mit Pausen sein, während der ewige Urquell fortwirkt, aus dem, als eine seiner Taten, ihr Dasein und ihre Tätigkeit entsprang? Aus ihm würde sie wieder entspringen, in folgerechtem Anschluss an ihr früheres Sein, sobald jene Pausen vorüber sind, während deren andere Taten desselben Urgrundes die Bedingungen ihres neuen Eintritts herstellten.“

Lotze vermisst also die Kontinuität des Seelenlebens, wir die der Geschichte, sowol der Geschichte nur eines Stromes, wie des asiatisch-europäischen, als besonders der Universalgeschichte des ganzen Planeten. Sie scheint mir genau den Eindruck einer Melodie mit Pausen zu machen, sowie den eines Orchesters, an dessen einem Ende ein paar Instrumente tönen, während am andern Ende Alles schweigt. Dann tun sich hier und da ein paar für einige Zeit zusammen, verstummen, um von andern abgelöst zu werden. Aber das Zusammenrauschen des ganzen Orchesters zum Schluss erwarten wir, vielleicht immer vergeblich, noch von der Zukunft.

Schliesslich regen die Erscheinungen der Sprachgeschichte die Frage an, ob die Einteilung in geschichtliche Epochen sich mit Tatsachen ausgedehnter Gedankenmischung oder Ge-

danken-Umformung in ein Verhältnis gegenseitiger Aufklärung bringen lässt.

Hierbei werden wir durch Lotzes Misstrauen gegen die geschichtliche Betrachtung uns nicht beirren lassen. Wie er (Metaphysik S. 465) gegen die von Darwin angeregten Gedanken sich sehr kühl verhält, so sagt er (Grundzüge der praktischen Philosophie, Leipzig, 1882 S. 42, § 43), man habe den Inhalt der Gesellschaftswissenschaft von drei Seiten her zu gewinnen versucht; die gewöhnliche Psychologie, die nur den inneren Gegenwirkungen in der einzelnen Seele gilt, solle zu einer Lehre über die geistigen Wechselwirkungen zwischen einer Vielheit von Personen erweitert werden. Wissenschaftlich sei dies gar nicht gelungen. Was wir wissen, seien nicht sehr tief geschöpfte Resultate der Menschenkenntnis oder fast immer etwas zweideutige Analogien der Geschichte. Gänzlich zurückzuweisen sei die zweite Manier, das Ideal des geselligen Lebens mit Natureinrichtungen zu vergleichen, welche formell dieselben Zwecke verfolgen und aus deren Organisation man nun auch die Mittel zur Erreichung jenes geselligen Ideals zu lernen hoffe. Ganz nutzlos sei daher der Vergleich der Gesellschaft mit dem tierischen Organismus. (Hierin ist Lotze beizustimmen.) Durchaus schädlich sei endlich die dritte Manier, Probleme der praktischen Philosophie durch Naturgeschichte zu lösen und anstatt zu überlegen, was der Mensch, nachdem er ist und so ist, wie er ist, sittlich auszuführen hat, lieber davon zu sprechen, wie er im Laufe einer naturgeschichtlichen Entwicklung entstanden und nach und nach zu dem geworden ist, was er jetzt ist.

Wir meinen dagegen, dass dieses „jetzt“ kein fester Terminus ist. Sondern es zerlegt sich innerhalb der Geschichte in Epochen. Wir wissen freilich nicht, wie Menschen geworden sind und gestehen gern zu, dass die Anknüpfungen ihrer geistigen Regsamkeit an das Tierreich dürftig, ja ungenügend sind; aber trotzdem haben die geistigen Leistungen des

Menschen ihre Geschichte, und der Sinn der Welt, der durch Metaphysik und Logik sich noch nicht hat entschleiern lassen, muss durch geschichtliche Betrachtung uns näher gebracht werden, ein Surrogat für den Weltweisen, aber ein unentbehrlicher Unterbau für viele seiner Gedanken.

Indessen ist das Urteil Anderer abzuwarten, ehe eine Fortsetzung dieser Arbeit nach den angedeuteten Richtungen hin angestrebt werden kann.